

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 73 (2017)

Artikel: Materielle Kulturen des Judentums : Anmerkungen zu Neuansätzen judaistischer Forschung
Autor: Pöldsam, Anu
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Materielle Kulturen des Judentums (Anmerkungen zu Neuansätzen judaistischer Forschung)

Von *Anu Pöldsam**

Anstelle von „Hast du was, dann bist du was“ könnte man auch sagen „Du bist, was du hast“ – die Dinge, mit denen wir uns umgeben, und unsere Beziehung zu diesen Dingen erzählen von dem, was und wer wir sind. Bezogen auf eine Person, sind sie gleichsam Quellen ihrer Identität, in ihrer Formen- und Symbolsprache berichten sie aber auch von sozialen und politischen Anliegen eines Zeitalters einer, Kultur, einer Gesellschaft, einer Gemeinde. Nicht nur die Zahl der Dinge wird immer grösser, die Dinge selber werden anscheinend immer wichtiger – statistisch gesehen, besitzt ein Durchschnittseuropäer heute 10 000 Gegenstände –, eröffnen neue Möglichkeiten, bringen aber auch Probleme und Fragestellungen mit sich (wie z. B. die Objektivierung von Menschen und die Subjektivierung von Dingen) und bilden die Grundlage für eine materielle Kultur.¹

Von daher ist es nur verständlich, dass das Interesse für die Dinge und materielle Kultur neben den Disziplinen, die sich – wie die archäologischen Wissenschaften, die Ethnologie und die Volkskunde – „von Amts wegen“ mit materieller Kultur beschäftigen, auch in den Fächern ins Zentrum wissenschaftlicher Betrachtung gerückt hat, deren ursprünglicher Forschungsgegenstand zunächst einmal keine materiellen Hinterlassenschaften (gewesen) sind, wie Geschichtswissenschaft, Wissenschaftsgeschichte, Zeitgeschichtsforschung, Philosophie, Philologie und Linguistik, verschiedene Bereiche der Sozialwissenschaften und Religionswissenschaft. Das gilt auch für die Judaistik/Jüdische Studien, in deren bisheriger zweihundertjähriger Geschichte die Erforschung der Kulturgeschichte und insbesondere der materiellen Kultur bislang eine eher

* Dr *Anu Pöldsam*, University of Tartu, Faculty of Arts and Humanities, School of Theology and Religious Studies, Ülikooli 18, EE-51014, Tartu, Estland.

1 RIEMER, NATHANAEL (Hg.): *Einführungen in die materiellen Kulturen des Judentums* (Jüdische Kultur – Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur, Bd. 31), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2016, 261 S., 119 Abb., ISBN 978-3-447-10608-5. – Einen Überblick über die ältere diesbezügliche Forschung bietet Thomas J. Schlereth (Hg.), *Material Culture: A Research Guide*, Lawrence, Kansas 1985.

untergeordnete Rolle gespielt hat. Unterdessen jedoch ist nicht zuletzt in Deutschland eine neue Generation von Judaistinnen/Judaisten herangewachsen, die daran Interesse haben, sondern über hinreichendes Fachwissen und interdisziplinäre Erfahrung verfügen, um diese Lücke zu füllen; und es sind ihre Forschungen auf dem Gebiet materieller Kulturen des Judentums, die in Form einführender Studien im vorliegenden Sammelband zusammengefasst sind und das theoretische Wissen über jüdische Kultur um einen Blick auf ihre materielle Seite zu ergänzen. Gegenstand und Ziel dieser Erforschung der materiellen Kulturen und ihre Stellung im Rahmen der Jüdischen Studien hat der Herausgeber des Bandes, Nathanael Riemer, erst kürzlich in seinem andernorts erschienenen Artikel „Brauchen die Jüdischen Studien einen weiteren ‘turn’? Ein Plädoyer für die Methoden der Materiellen Kulturen in der Judaistik/Jüdischen Studien“ näher beschrieben.² Dabei geht es um weit mehr als um Sachkultur-forschung oder um Sachen als Artefakte. Das Forschungsinteresse richtet sich hier vor allem auf Dinge als Exofakte und deren Dingbedeutsamkeit, die nach Karl-Sigismund Kramer aus der Dreiheit Stoff-Gestalt-Funktion besteht. Oder wie Riemer in der Einführung des vorliegenden Bandes sagt: Die Materielle Kultur fragt nicht nur nach dem Ding und seiner stofflichen Zusammensetzung, sondern auch nach seiner in anderen Quellen bezeugten Form und Funktion sowie seiner tieferen Bedeutung für die Gesellschaft (S. 4). Die Dinge sind Erinnerungs- und Beziehungsträger, sie sind Zeugen der kulturellen, historischen und religiösen Vergangenheit und Gegenwart und deren Verbinder. Dinge haben Biographien und sprechen von und aus einem zeitgeistlichen Kontext.

Den historischen und kulturgeographischen Rahmen der von zehn Autoren (Felicitas Heimann-Jelinek, Nathanja Hüttenmeister, Andreas Lehnardt, Katrin Keßler, Ulrich Knufinke, Nathanael Riemer, Michaela Schmözl-Häberlein, Martha Stellmacher, Annette Weber, Linda Wiesner) verfassten und mit reichlichem Bildmaterial illustrierten neun Artikel des vorliegenden Bandes bildet das deutsche Judentum des 17. bis 19. Jahrhunderts. Die Artikel selber beziehen sich sowohl auf den persönlichen als auch den öffentlichen Raum der Dinge, auf verschiedene Aspekte des Familienlebens (Nahrungserwerb als Kulturvermittlung; das jüdische an einem Haus; Mikweh) und des Gemeindelebens (Kultobjekte, Dinge der Synagoge, Tora-Wickelbänder, Genisa, synagogale Musik und jüdische Friedhöfe). Dabei fügen sie sich in das Schema der von Mihaly Csikszentmihalyi erwähnten drei Gründe, warum wir Dinge brauchen:

2 NATHANAEL RIEMER, Brauchen die Jüdischen Studien einen weiteren ‘turn’? Ein Plädoyer für die Methoden der Materiellen Kulturen in der Judaistik/Jüdischen Studien, in: ANDREAS LEHNARDT (Hg.), *Judaistik im Wandel. Ein halbes Jahrhundert Forschung und Lehre über das Judentum in Deutschland*, Berlin 2017, S. 93-109.

Objekte bestimmen die Macht ihres Besitzers und seine Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie, verleihen dem Selbst eine Kontinuität durch die Zeit und stellen als Symbole wertvoller Beziehungen die besitzende Person in ein soziales Netzwerk.³

In den ersten beiden Artikel des Sammelbandes beschäftigen sich Michaela Schmölz-Häberlein und Nathanael Riemer mit Repräsentationsobjekten, erstere mit „Mittler zwischen Stadt und Land – das Warenangebot jüdischer Händler zwischen Grundversorgung und innovativen Produkten“ und letzterer mit „Das jüdische Haus in seiner Materialität“. Der von Schmölz-Häberlein untersuchte jüdische Detailhandel sowohl mit traditionellen Gütern (Stoffe und Juwelen) wie mit innovativen neuen Produkten (Uhren, Porzellan und Meerschampfeifen, Rohrstöcke), die im Zeitalter der „Konsumrevolution“ als Status- und Distinktionsmerkmale fungierten, widerspiegelt einerseits gesellschaftliche Abgrenzungspraktiken und Hierarchien und andererseits den Anteil jüdischer Händler an wirtschaftlicher Verflechtung von Juden und Nichtjuden. Die Autorin spricht im Kontext eines Mikrokosmos von Objekten des täglichen Gebrauchs auch zeichnet Alltagsgeographien und Dinglandschaften, die dabei sichtbar werden (S. 12). Zu letzteren gehört auch das jüdische Haus, das Nathanael Riemer zum Gegenstand seiner Studie gemacht hat. Darin sucht er nach seiner bestimmten Bauform, seiner Beschaffenheit oder sonstigen materiellen Aspekten des Hauses, die im deutschsprachigen Raum als typisch „jüdisch“ gelten können und vergleicht dabei das in den halachischen Regelungen dokumentierte Ideal eines jüdischen Hauses mit seiner Lebenswirklichkeit. Es geht um die Frage, ob und inwieweit die von aussen sichtbaren (*Mezuṣot*, Hausinschriften) und die im Inneren verborgenen Bestandteile des einzelnen Hauses das Jüdische repräsentieren. Während Riemer den Blick von aussen nach innen richtet, sucht Vanessa L. Ochs dieselbe Frage dadurch zu beantworten, dass sie von den einzelnen Dingen ausgeht, die ein Haus zu einem „jüdischen“ Haus machen. Dabei unterscheidet sie zwischen ursprünglich „jüdischen“ und „an sich neutralen“ Objekten, die in einem jüdischen Haus(halt) verwendet, *ipso facto* zu jüdischen werden (z. B. gewöhnliches Geschirr, das zu Geschirr für Milchiges wird und dgl.).⁴

Eine architekturhistorische Perspektive bietet Katrin Kessler in „Jüdische Ritualbäder und ihre „Dinge“ und zeigt darin, dass neben der Architektur gerade Dinge wie beispielsweise die zur Ausstattung einer Mikweh gehörenden

3 MIHALY CSIKSZENTMIHALYI, „Why We Need Things,“ in: STEVEN LUBAR & W. DAVID KINGERY (Hg.), *History from Things, Essays on Material Culture*, Washington / London 1993 [21996; reprint 2000], S. 20-29, dort S. 23.

4 Vgl. dazu auch VANESSA L. OCHS, „What Makes a Jewish Home Jewish?“ in: *Cross Currents* 49 (1999/2000), No. 4; auch online zugänglich unter der URL: <https://www.crosscurrents.org/ochsv.htm>.

infolge ihrer Nutzung(sgeschichte) eine besondere Rolle spielen und zugleich entscheidende Aufschlüsse über die sich wandelnde Gesellschaft, ihre Ansprüche und Empfindungen geben. Auf die Rolle, die gerade die Mikwe als zentrale gesellschaftliche Institution gespielt hat, hatte bereits Debra Kaplan aufmerksam gemacht.⁵

Gesellschaft, Obdach und Mikweh bilden den Raum, der die Kontinuität des Selbst ermöglicht, die ihrerseits von den Dingen in Haus und Gemeinde unterstützt wird, wie Felicitas Heimann-Jelinek in ihrem Beitrag „Zu Geschichte und Geschichten jüdischer Kultobjekte“ deutlich macht und eine Definition der Judaica-Objekte anbietet, die sie nicht nur als religiöse, sondern auch als regional-jüdische und zugleich transkulturelle und transsoziale Bedeutungsträger betrachtet, die von der Eingebundenheit ihrer Auftraggeber, Verwender und/oder Besitzer in die europäische Geschichte und Kultur zeugen. Darüber hinaus zeigt sie, wie die Ritualobjekte mit ihrer jeweils verwendeten Formen- und Symbolsprache auch Ausdruck sozialer und politischer Anliegen werden und so die Spannung zwischen Akkulturation und Beharren auf (traditioneller) jüdischer Identität abbilden.

Um Symbole und Kontinuität eines jüdischen Selbst geht es auch in Linda Wiesners und Annette Webers „Symbol für Bund und Lehre: Tora-Wickelbänder und ihre Bedeutung für den Einzelnen und die Gemeinde“. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht hier der im 15./16. Jahrhundert aufgekommene und für das deutschsprachige Judentum einzigartige Brauch, aus der Beschneidungswindel eines Jungen ein Tora-Wickelband (*Mappa* oder *Wimpel* genannt) zu fertigen und damit den Jungen auf symbolische Weise mit dem Judentum und seiner Gemeinde zu verbinden. Am Beispiel der *Mappot* zeigen die Autorinnen zugleich, welche methodischen Zugänge für die Arbeit an Textilien geeignet sind, deren Erforschung im Rahmen der materiellen Kulturen des Judentums immer noch am Anfang steht.

Von den Tora-Wickelbändern führt der nächste Schritt zu Tora-Rollen, Tora-Schrein und anderen zur Ausstattung von Synagogen gehörenden typischen Dingen wie Vorbeterpult, Sitze und Ständer, Frauenbereiche, Leuchter und dgl., um die es in Ulrich Knufinkes Beitrag „Die Dinge der Synagoge“ geht. Indem der Autor diese Dinge vor allem aus architekturhistorischer Sicht und in ihren räumlich-funktionalen und symbolischen Zusammenhängen betrachtet, möchte er zeigen, dass und wie der liturgische „Handlungsraum“ Synagoge nicht nur ein „Dinge-Speicher“ ist, sondern in erster Linie ein religiöser „Verweis-“ und soziokultureller „Gedächtnisraum“.

Während Knufinke seinen Blick auf den „Lebensraum“ der Judaica-Objekte richtet, konzentriert sich Andreas Lehnardt in „Genisa – Die materielle

5 DEBRA KAPLAN, 'To Immerse their Wives': Communal Identity and the 'Kahalische' Mikveh of Altona, in: *AJS Review* 36 (2012), S. 257-279.

Kultur des deutschen Judentums im Spiegel neu entdeckter synagogaler Ablageräume“ auf den „Nachlebensraum“ dieser Dinge, die *Genizot* (Repositorien). Man kann die *Genizot* als Schatzgruben betrachten, deren Grabschätze man wiederaufstehen lassen kann, aber man kann in ihren Fundstücken auch Zeugen einstiger Lebenswirklichkeit und Praxis der Gemeinden sehen, die – wie der Autor zeigt – auf ungewöhnliche Details des durch sie möglicherweise bewahrten jüdischen Brauchtums hinweisen. Zugleich unterstreicht der Beitrag am Beispiel dreier inzwischen besser erforschter *Genizot* aus Rheinland-Pfalz (Alsenz, Weisenau und Niederzissen) die Dringlichkeit der Erforschung der neu entdeckten *Genizot*. Welch aufschlussreiche Dokumente und Objekte diese *Genizot* enthalten können, belegt nicht zuletzt die angefügte Wiedergabe und Übersetzung eines exemplarischen Fundes aus der Alsenzer *Geniza*.

In den „Klangraum“ der Synagoge blickt Martha Stellmacher in „Instrumente, Noten, Tonträger. Dinge der synagogalen Musik“ und betrachtet die Beziehung zwischen Musik und Materialität, genauer den dinglichen Verkörperungen von Musik, die hier am Beispiel der drei materiellen Formen – Musikinstrumente, Noten und Tonträger – in Bezug auf jüdische Musiken dargestellt wird. Ob und in welcher Weise Musik materialisiert wird, deutet auf ihre Verwendung und Rolle in der Gemeinschaft hin und reflektiert ihre Wechselwirkungen mit dem sozialen Leben. Dabei hebt die Autorin hervor, wie aus gemeinsamem Singen entstehende Nähe und Emotionalität die religiöse Identität der Gemeinschaft stärkt und die Verwendung bestimmter Melodien als lokale Eigenheit zudem zugleich die lokale (religiöse) Gemeindeidentität unterstützt.

Jüdische Dinge und Räume dieser Dinge zeugen von jüdischem Leben. Paradoxerweise jedoch zählen zu den ältesten materiellen Zeugen jüdischen Lebens in Deutschland gerade die Friedhöfe mit ihren Grabsteinen, von denen schwer zu sagen ist, ob es sich dabei um einen „Lebens-“ oder einen „Todesraum“ der Dinge oder deren Dinglichkeit handelt. Beide Momente sind hier ineinander verflochten. Und genau darum, um den jüdischen Friedhof als ein Ganzes geht es Nathanja Hüttenmeister in „‘Die allerletzten Dinge’ – Jüdische Friedhöfe in Deutschland“. Denn die Gestaltung eines Grabmals, seine Position und Ausrichtung in Bezug zu den anderen Grabmalen des Friedhofs sowie Aufbau, Inhalt und Sprache seiner Inschrift sind ebenso vom Status des Verstorbenen bestimmt wie von den Vorstellungen, Traditionen, Bräuchen und Möglichkeiten der jeweiligen Familie einerseits und der jeweiligen Gemeinde und ihrer Zeit andererseits.

Dass es für die Erforschung der vielen Bruchstücke materieller Kultur, ihrer verschiedenen Fundsorte und Materialien, Spezialisten braucht, die in der Lage sind, die unterschiedlichen Aspekte und Bedeutungen der unterschiedlichen Artefakte zu erkennen, wie Andreas Lehnhardt meinte (S. 196), ist unbestritten; dass es solche Spezialisten aber durchaus schon gibt, belegt der vorliegende Band auf (s)eine beeindruckende Weise. Darüber hinaus möchte er, wie sein

Herausgeber, Nathanael Riemer, in der Einleitung andeutet, die verschiedenen idealisierenden Vorstellungen von „deutschen Judentümern“ aufbrechen und versuchen, neue, umfassendere Zugänge zur jüdischen Kultur und Religion zu erschließen“ (S. 3), und das ist den Autorinnen und Autoren denn auch gelungen. In ihren Einführungen in die materiellen Kulturen des Judentums fragen sie je auf ihre Weise nicht nur nach den „Dingen“ und ihrer stofflichen Zusammensetzung, sondern auch nach ihrer in anderen Quellen dokumentierten Form und Funktion sowie ihrer tieferen Bedeutung für die Gesellschaft, aus der sie hervorgegangen sind, und bieten damit zahlreiche Anknüpfungspunkte nicht nur für weitere Diskussion, sondern ebenso auch für die weitere Entschlüsselung jüdischen Alltagslebens in Vergangenheit und Gegenwart. Dabei spürt man deutlich die gewonnene Erkenntnis der Autorinnen und Autoren und vor allem des Herausgebers von der veränderlichen Natur der Dinge und ihrer Bedeutsamkeit und der Verflochtenheit des Dinglichen mit dem Ideellen, von Form und Inhalt, von Ding und Wort, wie sie auch in dem Hebräischen Begriff *davar* vereint sind. Das aus dieser Erkenntnis erwachsene Buch lässt das Judentum auf neue und zugleich andere Weise – im wahrsten Sinne des Wortes – begreifbar werden.